Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 34. Bromberg, den 25. April 1924.

Die japanische Pest.

Roman von Ludwig Anton.

(11. Fortsetzung.)

„Sie sehen zu weit in die Ferne, Herr Kollege."

„Ihnen, Doktor Wieser, fehlt infolge allzu großer Nähe die richtige Perspektive. Wollen Sie mir aber für alle Fälle Ihr Wort geben, nichts von dem zu verraten, was ich Ihnen sagte und was Sie sonst an japanischen Staatsgeheimnissen erfahren werden?"

„Sie haben es, Herr Doktor."

Die beiden Ärzte waren am Fuße der Statue angelangt. Als sie diese umgangen hatten, sahen sie im Hofe eine Anzahl Soldaten in zwei Reihen geordnet. Rechts stand ein Offizier, der den Säbel gezogen hatte, neben ihm lag eine einfache Bahre und darauf ein unförmlicher Körper. Seitlich durch eine Mauerlücke bemerkte man die Bucht, deren Winkel gebildet war durch die Küste und die Mole. In diesem Winkel lag ein Boot, vor demselben standen zwei stämmige, untersetzte Männer mit je einem Ruder in der Hand. Zu ihren Füßen lag ein rauher Sack.

„Was ist das?" frug Wieser erstaunt.

„Nichts Besonderes. Der Soldat, der gestern starb, wird bestattet. Die religiöse Zeremonie ist vorbei, jetzt kommt nur noch die militärische."

Ein Kommandoruf, die Gewehre flogen in die Höhe, ein zweiter, die Salve krachte.

Nun führte der Offizier die Truppe an den beiden Ärzten mit militärischem Gruße vorbei in den Gang, die beiden Krankenträger trugen die Bahre zur Bucht, der Sack wurde rasch über die Leiche gestülpt, dann ins Boot gelegt, und nun entfernte sich der Nachen seewärts.

„Die Leiche," sagte der japanische Arzt, „wird jenseits der Klippenbarriere mit einem Stein beschwert ins Wasser gelassen. Einen anderen Begräbnisplatz haben wir hier nicht."

„Wann kommen wir denn endlich auf die Aufgabe zu sprechen," fragte Wieser, „die ich hier lösen soll?"

„Ja, das ist eine schwere Sache. Ich sagte Ihnen schon, daß unsere Flottenbasis aus sechs Klippen bestehe. Sie sind untereinander telephonisch verbunden und es wird Abend für Abend, wie es bei jeder Armee üblich ist, von unserer Hauptstation hier der Tagesbefehl an die fünf Nebenstationen gegeben und von diesen telephonisch bestätigt. Es sind nun heute auf den Tag acht Monate, da blieb von der wichtigsten Klippe, die San Franzisko am nächsten liegt, die Antwort aus. Wir wußten uns das nicht zu deuten, meldeten es nach Tokio und erhielten den Befehl, ein Marineflugzeug möge von der nächsten, sechzig Kilometer entfernten Insel, hinüberfliegen und die Sache aufklären. Ein Pilot und ein Beobachter stiegen auf, sie kamen nicht mehr zurück."

„Spurlos verschwunden?" fragte Wieser.

„Ja und nein. Der Hydroplan wurde einige Wochen später auf dem Meere aufgefischt; er war unversehrt; von den zwei Männern fehlt jede Spur."

„Pflegen sich Ihre Armeeflieger an den Apparat festzubinden?"

„Es ist die Vorschrift. Aber Sie wissen, Kollege, daß sehr viele Vorschriften bloß auf dem Papier stehen. Die zwei Herren, beide geübte Flieger, haben es nicht getan. Sie meinten wohl, bei einem Erkundungsfluge in geringer Höhe, nach einem nahen Ziel, das unterlassen zu können. Wir waren nämlich damals der Ansicht, daß es sich nur um eine Leitungsstörung handle, da wir beim Anruf der Klippe den dortigen Läuteapparat hörten, aber keine Antwort bekamen."

„Der Fehler muß also im Mikrophon stecken."

„Nein. Wir wissen schon, wo der Fehler steckt, aber ich möchte Ihren Schlußfolgerungen nicht vorgreifen."

Wieser lachte. „Aha! Ein Examen. Prüfung des Scharfsinnes. Gut. Dachten Sie nicht an feindliche Einwirkungen? An irgendein Schiff eines fremden Volkes, das den Posten aufgehoben, an Schützen, die Ihre Flieger mit einigen wohlgezielten Schüssen oder Zufallstreffern aus dem Apparat herunterholten?"

„Auch daran wurde gedacht. Eine Überwältigung unserer Besatzung durch Kampf war kaum anzunehmen. Denn ein Überfall im Schlafe ist ausgeschlossen. Abend für Abend schließt sich die Besatzung hermetisch ab. Jeder Kampf wäre telephonisch gemeldet worden. Am aufgefischten Hydroplan fand sich kein Kugelloch in den Tragflächen, keine Verletzung des Gestänges. Die Flieger sind also nicht aus dem Apparat herausgeschossen worden, sie sind herausgefallen."

„Nun ich denke, Dr. Yoghushiwa, daß Sie sich schon eine bestimmte Ansicht über die Sache gebildet haben, die irgendwie mit der Medizin zusammenhängen muß. Wenigstens muß die Berufung eines europäischen Arztes zur endgültigen Klärung der Sache diesen Gedanken nahe legen. Haben Sie, abgesehen von der Entsendung der beiden Flieger, keinen weiteren Versuch gemacht, die Sache zu ergründen?"

„O doch. Es ging ein Torpedoboot zur Klippe. Landen konnte es nicht, weil niemand von der Insel aus die Einfahrt für größere Schiffe freilegte. Aber es ist dort die Möglichkeit, in einem kleinen Boot, das zwei Personen faßt, zwischen zwei Klippen durchzuschlüpfen und zu landen. Es fuhren nun zwei Offiziere hin. Sie landeten, hielten sich 20 Minuten etwa auf der Klippe auf und bestiegen wieder ihr Boot. Sie lenkten es bis zur Durchfahrt, dann sah man, wie sie die Ruder fallen ließen und sich im Boote hin- und herwandten; die Brandung erfaßte den Nachen, der in den nächsten Augenblicken an den Klippen zerschellte. Die Leichen der beiden Männer konnten nicht geborgen werden."

„Oho!" rief Wieser.

„Ferner meldete der Kommandant, daß er zu gleicher Zeit, eigentlich noch etwas vorher, während die Herren auf der Insel waren, einen Geier sah, der nach seiner Ansicht von den beiden Offizieren aufgescheucht worden war. Denn er kam von der Insel und flog seewärts, gerade auf das Schiff los. Doch er erreichte es nicht. Sein Flug wurde immer unsicherer, schwankender, schließlich fiel er ins Meer, wo er verschwand."

„Das Dunkel beginnt sich zu lichten", bemerkte der deutsche Arzt.

„Nicht wahr? Und nun hören Sie das Fürchterliche: Ich war schon damals hier Chefarzt und hatte dieselbe Ansicht von der Sache, die ich auch heute habe. Diese meine Meinung trug ich telephonisch dem Marineminister vor. Exzellenz war nicht meiner Ansicht. Er befahl, daß sich zwei Kriegsschiffe herbegeben und die Sache ergründen sollten. Koste es, was es wolle!"

„Ja, die Herren am grünen Tisch!" meinte der deutsche Arzt. „Wie oft jagte man im Weltkrieg Tausende braver Soldaten in den sicheren Tod mit dem famosen: Es muß

sein, koste es, was es wolle! Auf beiden Seiten. Nun wie ging die Sache mit den Kriegsschiffen aus?“

„Sie kamen in die Gegend; eines fuhr voraus, das andere blieb in Sichtweite hinter dem ersten. Dieses näherte sich der Insel und schickte ein Boot mit zwei Offizieren hinüber. Das Boot kam zum Schiff zurück. Die zwei Offiziere hatten die Insel verödet gefunden. Kein lebendiges Wesen, nur Skelette lagen umher. Skelette von Tieren und Menschen, ferner einzelne, halbverweste Aasvögel, Raben, Geier, Krähen, Möven. In die Magazine drangen sie nicht ein. Diese Meldung wurde drahtlos an das zweite, folgende Schiff weiter gegeben. Und nun kommt das Entsetzliche, das ich erwartete, wenn auch nicht so gräßlich und plötzlich. Im Laufe der nächsten halben Stunde starb die gesamte Besatzung des ersten Schiffes unter heftigen Krämpfen.“

„Natürlich,“ sagte der Deutsche. „Wie erfuhr man das?“

„Der Telephonist starb zuletzt. Er schilderte am Apparat seine Eindrücke, wie die Leute taumelten, mit den Händen um sich hieben und schließlich tot hinschlugen. Seine letzten Worte waren: „Ich habe keine Luft, ich kann nicht mehr.“ Nun wollte der Kommandant des zweiten Schiffes die Sache untersuchen und befahl das Schiff zu entern. Aber die Besatzung meuterte. Sie schlossen den Kommandanten in seine Kajüte ein und beschossen das andere Schiff, bis es, vollständig durchlöchert, sank.“

„Das Klügste, was sie tun konnten. Wurden sie wegen der Meuterei bestraft?“

„Selbstverständlich. Aber vom Kaiser begnadigt. Dann schloß sich auch der Marineminister meiner Ansicht an, und ich setzte Ihre Berufung durch. Vor Ihrer Ankunft machte ich noch einen Versuch, die letzte Lösung des Rätsels zu finden, und fuhr in unserem kleinen Motorboot zur Insel. Über die Kleider hatte ich mit Thymolöl imprägnierten Taft gezogen; trug auch solche Handschuhe, Stiefel und Gasmaske. Fand die Insel so, wie der Telephonist sie geschildert, Haufen von Menschen- und Tierskeletten und einzelne faulende Vogelkadaver. Dann war ich am Ende meines Lateins. Was soll man tun?“

„Sehr einfach,“ sagte Wieser. „Ich fahre heute oder morgen, nein, erst in drei Tagen hinüber. Heute müssen wir uns einen aasfressenden Vogel versorgen, ihm die Flügel stutzen und ihn zwei Tage hungern lassen.“

„Ausgezeichnet!“ lobte der Japaner. „Daß mir das nicht eingefallen ist! Selbstredend nehmen wir ein pathologisch-anatomisches Besteck mit ...“

„Wir?“

„Natürlich. Allein finden Sie ja nicht hin, obwohl die Klippe kaum 80 Kilometer von hier ist. Ferner einen Brutschrank, der durch eine Trockenbatterie bei Bruttemperatur gehalten wird, und Bazillennährböden aller Arten. Jetzt werde ich Befehl geben, einen derartigen Vogel zu besorgen und dann mache ich Sie mit den übrigen Herren bekannt.“

*

Auf der Klippe lag eine Kompanie Marineinfanterie, 75 Mann mit 3 Offizieren und der Stab des Bataillons, ein Oberstleutnant, ein Oberleutnant und mehrere Unteroffiziere. Sie hatten in dem sehr geräumigen Höhlensystem ausreichend Platz gefunden. Der Kommandant, Oberstleutnant Hayasi, hatte den Grundsatz, die Soldaten stets in Atem zu halten und zu beschäftigen. Er behauptete, daß Leute von geringer Bildungsstufe ununterbrochen bis zur Erschöpfung zur Arbeit angehalten werden müßten. Ließe man sie auch nur zu Atem kommen, so erwachten alle niedrigen Instinkte. Neid. Habsucht, Sucht nach sinnlichen Vergnügungen, Prahlsucht, Arbeitsscheu, kurz alle die Elemente, deren Vereinigung man wissenschaftlich soziale Bewegung nenne.

Er war eben Berufsoffizier eines Militärstaates.

Die Oberfläche der Insel gestattete aber kaum Zugexerzieren, Märsche waren selbstverständlich unmöglich, und so mußten die Soldaten fortwährend die Magazine umschichten, Ein- und Ausschiffen der Waren üben und die einzelnen Höhlen vergrößern, umbauen und einrichten. Der Kompaniekommandant hatte einen Beschäftigungsplan entwerfen müssen, der für drei Jahre ausreichte.

Der Oberstleutnant war, wenn es das Wetter erlaubte, stets unterwegs nach den anderen Klippen. An Beförderungsmitteln standen ihm zwei Motorboote und ein Hydroplan zur Verfügung. Das große Motorboot faßte 20, das kleine zwei Mann. Regelmäßig alle zwei Monate kam ein Schiff, das Lebensmittel, Post und Zeitungen brachte und die Vorräte auffüllen half.

Ein öder, aufreibender Garnisondienst am Ende der Welt.

Es gehörte viel Takt und Geschicklichkeit dazu, die Leute in der Hand zu behalten, wenn es auch ausgesuchte Leute waren, meist Berufssoldaten, denen Disziplin und schweigende Unterordnung zur zweiten Natur geworden waren, denen man die lockendsten und auskömmlichsten Zivilversorgungen zum Lohne für ihr Ausharren nach tadelloser Dienstzeit in Aussicht gestellt hatte.

Selbstverständlich beteiligten sich die japanischen Offiziere sehr eifrig an den Vorbereitungen zur Expedition auf die Klippe, welche die beiden Ärzte vor hatten. So weit sie nicht durch den Dienst anderwärts in Anspruch genommen waren, hielten sie sich in dem großen, geräumigen Saal auf, den Dr. Yoghushiwa als Laboratorium eingerichtet hatte.

Wonne und Neid stiegen in Wiesers Herzen auf, als er die Einrichtung dieses Saales musterte. Neid, weil er noch nie in einem so bequem und modern ausgestatteten Institut gearbeitet hatte und voraussichtlich in Deutschland kaum je würde arbeiten können, Wonne, weil er alle diese Schätze und Herrlichkeiten für ein Jahr zu seiner freien Verfügung hatte. Hier, geschützt von allen Störungen der Außenwelt, gewissermaßen ein Gefangener, hoffte er die Aufgabe lösen zu können, um deretwillen er hergekommen war. Denn diese war, wenn auch gefährlich, nicht so kompliziert.

Es fand sich auf der Insel durch einen glücklichen Zufall ein junger, rabenartiger Vogel im Besitze eines Soldaten; der Oberstleutnant Hayasi ließ es sich nicht nehmen, ihm eigenhändig die Schwingen und Schwanzfedern zu beschneiden. Er brachte ihn im Käfig ins Laboratorium und stellte diesen den beiden Ärzten hin, die eben ihre Rohlederanzüge mit Thymolöl bestrichen.

„Bitte, Herr Doktor,“ sagte der Offizier zu Wieser, „erklären Sie mir Ihre Zurüstungen.“

„Hat Ihnen denn Dr. Yoghushiwa . . .?“

Der japanische Arzt lachte. „Natürlich. Aber der Prophet gilt nichts im Vaterland. Außerdem habe ich eine so trockene, pedantische Art der Darstellung . . .“

„Wenn Sie in Ihrer Muttersprache den Gegenstand nicht begreiflich machen können, wie soll denn dann der Herr Oberstleutnant Erklärungen in einer fremden Sprache folgen können?“

„Versuchen Sie es immerhin,“ meinte der Offizier. „Aber halten Sie mir nicht, wie Ihr Kollege, einen Vortrag, bei dem Sie sich nicht unterbrechen lassen, sondern gestatten Sie mir, dort mit einer Frage einzuhaken, wo ich nicht folgen kann und bei jedem Punkt so lange zu verweilen, bis er restlos aufgeklärt ist.“

Dr. Yoghushiwa lachte. „Jetzt habe ich meinen Teil abbekommen. Jetzt wissen Sie, wie Sie es nicht machen dürfen.“

„Vielleicht fragen Herr Oberstleutnant direkt,“ sagte der Deutsche.

„Auch recht. Was steckt Ihrer Meinung nach hinter der Sache?“

„Irgend eine rasch tötende Erkrankung.“

„Warum kein Gas? Denken Sie, es sei neben der Insel eine Kohlensäurequelle im Meere durchgebrochen. Das würde doch auch den raschen Tod der Schiffsbesatzung erklären. Ebenso das Ende der Besatzung des zweiten Kahns.“

„Und warum gelangten dann die Insassen des ersten Kahns nicht über die Klippen hinaus?“

„Wohl möglich, Herr Doktor, daß der Wind das eine Mal von Osten, das andere Mal von Westen kam.“

„Gewiß. Das könnte stimmen. Nur erklärt mir Ihre Annahme, Herr Oberstleutnant, weder den Tod der beiden Flieger, noch den des Vogels. Entweder ist das tötliche Gas leichter als Luft, dann steigt es rasch in die Höhe und ist überm Meere unschädlich, oder es ist schwerer. Dann mußten die Flieger unbeschädigt zurückkehren, der Geier sich in den höheren Luftschichten erholen.“

„Wie ist Ihre Erklärung, Herr Doktor?“

„Es muß ein belebtes Gift sein, Herr Oberstleutnant, ein unsichtbares, mikroskopisches Lebewesen von unerhörter Vermehrungskraft. Es dringt durch die Atemluft in die Lungen und ins Blut, es dringt aber auch durch die unversehrte Haut ins Blut. Dort sondert es einen Stoff ab, ein scharfes Gift, das in sehr kleinen Dosen rasch tötet. Es wird aber — ich meine das Lebewesen — durch die Atemluft ausgeschieden, gleichgültig, auf welchem Wege es in den Körper kam. Anders ist die rasche, tötliche Infektion einer ganzen Schiffsbesatzung nicht zu erklären.“

„Nun, Herr Oberstleutnant,“ mischte sich Dr. Yoghushiwa ein, „was habe ich Ihnen gesagt? Bitte, Herr Kollege, haben wir über die Sache überhaupt miteinander gesprochen?“

„Das war doch nicht nötig,“ meinte Dr. Wieser. „Für einen Arzt ist bei dem heutigen Stande des Wissens eine andere Erklärung doch nicht möglich.“

„Sie haben die ganze Zeit von Bazillen gesprochen. Herr Dr. Wieser hat den Ausdruck „Bazillus“ überhaupt nicht in den Mund genommen.“

„Das stimmt,“ sagte Dr. Wieser. „Ob es gerade ein Spaltpilz ist, weiß ich natürlich nicht. Es gibt ja auch andere Krankheitserreger, als Bazillen. Darum sagte ich einfach:

belebtes Gift von unerhörter Vermehrungskraft. Was das für Krankheitserreger, was das für eine Krankheit ist, wissen wir natürlich noch nicht. Eine Krankheit, die in dreißig Minuten nach der Infektion tötet, ist bis heute noch nirgends beschrieben."

„Warum verstehe ich es jetzt?" trumpfte der Offizier auf.

„Ich vermute," meinte der deutsche Arzt lachend, „weil es Ihnen der Kollege oft genug auseinandersetzte. Ist das alles, was Sie wissen wollten?"

„Nein. Was haben Sie jetzt vor?"

„Den Krankheitserreger einzufangen, ohne dabei zugrunde zu gehen."

„Sie schützen sich also durch Leder, das Sie mit Thymolöl tränken. Warum Thymol?"

„Weil es am sichersten und raschesten niedere Lebewesen tötet. Sollten von den Krankheitserregern noch welche in der Luft der Klippe schweben, die uns erreichen, so müssen wir uns gegen sie schützen. Dazu der Panzer von Thymolöl und Thymoldämpfen, mit dem wir uns umgeben."

Der Offizier nickte zum Zeichen des Verständnisses. „Ich habe bis heute nie gehört, daß man Thymol als Antiseptikum verwendet."

„Stimmt. Es ist zu teuer. Das kann aber bei derartigen Dingen keine Rolle spielen. Ferner greift es Haut und Schleimhäute an, weil es sehr giftig ist. Darum schützen wir uns durch einen zweiten, inneren Lederpanzer gegen das Thymol."

„Hm. Nun erklären Sie mir folgendes. Sie sagten: Sollten von den Krankheitserregern noch welche in der Luft der Insel schweben . . . Halten Sie das nicht für sicher?"

„Nicht einmal für sehr wahrscheinlich. Denn die Sonne tötet derlei Lebewesen in kurzer Zeit."

„Wo sollen sich diese Bazillen denn aufhalten?"

„Ich stelle fest", unterbrach Dr. Yoghushiwa das Zwiegespräch, „daß jetzt der Herr Oberstleutnant den Ausdruck Bazillen gebrauchte, obwohl er ihn von Herrn Dr. Wieser nicht gehört hat."

„Es können ja auch Bazillen sein", meinte dieser. „Die sind dann dort, wo sie Nahrung finden. In den Äsern der toten Tiere, die dort herumliegen. Darum nehmen wir den Raben, den Aasfresser, mit. Er soll sich an einem solchen Aas infizieren. Merken wir aus seinem Verhalten, daß er an dem Leiden erkrankt ist, dann beschicken wir den Nährboden für solche Klein-Lebewesen, den wir in einer Kassette mitnehmen, mit dem noch lebenswarmen Blut des Vogels. Die Kassette stellen wir in den Brutkasten, der in unserem Motorboot eingestellt ist, und dann, wenn wir Glück haben, haben wir endlich den geheimnisvollen Krankheitserreger eingefangen."

„Das heißen Sie Glück?" fragte der Offizier.

„Das ist doch der Zweck meines Hierseins."

„Wenn aber der Bazillus hier Ihnen auskommt?"

„Futsch!" sagte der deutsche Arzt. „Ich, Sie, wir alle. In 30 Minuten."

„Angenehme Situation", meinte der Offizier. „Wie wenn einer zwischen offenen Pulverfässern ein Feuerwerk abbrennt."

„Richtig", sagte Dr. Yoghushiwa. „Oder eine Konferenz der europäischen Mächte zur Erhaltung des Weltfriedens."

„Nun, so gefährlich ist das nicht", erklärte Dr. Wieser. „Der Kollege und ich sind es gewohnt, mit derlei unangenehmen Geschöpfen Gottes intim zu verkehren. Wir haben im Jahre 1913 in Berlin wochenlang mit Pestbazillen uns zu tun gemacht. Freilich, wenn da ein Unberufener ins Laboratorium kommt . . ."

„Ich werde", sagte der Kommandant, „den Befehl geben, daß niemand, weder Offizier noch Mannschaftsperson, das Laboratorium in Ihrer Abwesenheit betreten darf. Wer den Befehl übertritt, wird erschossen. Ich werde in der nächsten Lehrstunde, deren ich drei in jeder Woche halte, den Leuten die Sache erklären."

Dr. Yoghushiwa lachte. „Um niemanden in Versuchung zu führen, werden wir ein Sperrschloß aus unserem Vorrat an die Tür hängen. Zu jedem solchen Schloß haben wir zwei Schlüssel. Einen erhält der Kollege, den andern ich."

„Und ich?" fragte der Kommandant.

Dr. Wieser schüttelte den Kopf. „Ich muß mich der Ansicht des Kollegen Yoghushiwa anschließen."

„Ich füge mich", sagte der Oberstleutnant, „denn Sie haben recht. Aber eins müssen Sie mir noch erklären. Der Rabe wird, wenn er ein Aas auf der Insel findet, davon fressen. Da infiziert er sich doch mit Fäulnisbazillen und mit weiß Gott was für Krankheitserregern noch."

„Ganz richtig. Aber alle diese Bazillen, so weit sie bekannt sind, töten, wenn sie den aasfressenden Vogel überhaupt angreifen, doch nicht im Laufe einer halben Stunde. Das tut nur unser unbekannter Krankheitserreger. Stirbt der Vogel in der ersten Stunde, dann finden wir in seinem Herzblute eine Reinkultur des Lebewesens, das wir suchen."

„Ich danke, Herr Doktor", sagte der Kommandant. „Nun bin ich vollständig aufgeklärt."

(Fortsetzung folgt.)

Otto Roquette.

(Zu seinem hundertsten Geburtstage, 19. April 1924.)

Von **Ludwig Fulda.**

„Noch sind die Tage der Rosen." Wie viele von denen, die es kennen, die es singen, dies unvergängliche Lied, erinnern sich dabei seines Dichters, der heute, ein halb Vergessener, die Säkularfeier seiner Geburt begeht! Unsere rasche Zeit, besonders rasch im Wechsel ihrer künstlerischen Glaubensbekenntnisse und literarischen Geschmacksrichtungen, ist über ihn wie über manch andere gefeierte Größe der gleichen Generation achtlos hinweg geeilt. Sogar seine erfolgreichste und volkstümlichste Dichtung „Waldmeisters Brautfahrt" wird wohl nur noch von Älteren und Ältesten im Gedanken an ihre eigenen, längst vergangenen Tage der Rosen hervorgeholt, und außer jenem ihr entstammenden Lied kann als lebendig gebliebenes Bestes ausschließlich seine „Legende der hl. Elisabeth" gelten, die in der Vertonung von Liszt nach wie vor durch die Konzertsäle wandert oder auch auf der Opernbühne dramatisch dargestellt wird.

Das übermäßig oft zitierte Schillerwort, wonach für alle Zeiten gelebt hat, „Wer den Besten seiner Zeit genug getan", läßt sich in dieser poetischen Verallgemeinerung schwerlich aufrecht erhalten. Wohl aber mangelt es nicht an Beispielen dafür, daß ein verwelkter Ruhmeskranz sich neu begrünt, weil sein einstiger Träger auch den Besten seiner späteren Zeit genug zu tun vermag. Zu solcher Auferstehung scheint mir in verschiedenen seiner Schöpfungen Otto Roquette berechtigt und befähigt. Er verdient mehr als die allerletzte Ehre der Gedächtnisreden, mit denen man einen Hundertjährigen noch einmal feierlich beizusetzen pflegt. Im Glauben daran, mich zu ihm zu bekennen, drängt mich neben meiner sachlichen Überzeugung zugleich die Dankespflicht; denn er war mein väterlicher Freund, war der gütige, nachsichtige, unermüdliche Mentor meiner Jugend, und in langjährigem vertrautem Umgang hat er mich in die Tiefen seiner Seele blicken lassen, deren Schönheit und Reichtum mein ganzes Leben hindurch fruchtbringend in mir fortgewirkt hat.

Diese echte Dichterseele, die bis ins hohe Alter hinein die Jugend suchte, liebte, förderte, weil sie selber nicht aufhören konnte, jugendlich zu empfinden, war von einem tragischen Schicksal umflort. Die Zweischneidigkeit eines frühen Erfolges, für so viele verhängnisvoll, hatte sich an ihm mit besonderer Tücke offenbart. Durch das Rhein-, Wein- und Wandermärchen „Waldmeisters Brautfahrt" war der Siebenundzwanzigjährige sozusagen über Nacht eine Berühmtheit geworden. Die entzückende Frische, die naive Herzhaftigkeit dieses Gedichtes, das romantische Überlieferungen mit einem neuen burschikosen Ton aufs glücklichste verband, erweckte, namentlich auch durch die wundervollen lyrischen Einlagen, im ganzen deutschen Land einen so starken Widerhall, daß es sich alsbald in zahllosen Auflagen verbreitete. Doch als diesem halb aus dem Stegreif gesungenen Erstlingswerk gediegenere Leistungen folgten, stand es ihnen im Licht. Ein rastloses, ungewöhnlich ergiebiges Schaffen auf lyrischem, epischem, dramatischem Gebiet sah sich verurteilt, im Schatten des ersten Wurfs nur spärlicher Beachtung zu begegnen. Mochte Buch auf Buch den Fortschritt seines Könnens, die Fülle seiner Fantasiewelt beweisen, er war und blieb mit dem unabänderlichen Stempel des einen Treffers behaftet. Das wurde ihm Jahr um Jahr, Jahrzehnt um Jahrzehnt in ärgerlicher Weise zu Gemüt geführt. Einmal auch in unfreiwillig komischer. Ein Serenissimus, der auf Grund der ungenau gehörten Einflüsterungen seines Hofmarschalls ihn sich vorstellen ließ, bemerkte ihm huldvoll, er freue sich, den Dichter von „Wachtmeisters Brautfahrt" kennen zu lernen.

Doch das Schlimmste war dabei, daß die Erfüllung seines brennenden Wunsches, unabhängig seiner Muse leben zu können, sich ihm dauernd versagte. Das Joch seiner Lehrtätigkeit, die ihm nach etlichen Stellungen in Dresden und Berlin 1869 die Professur der deutschen Literatur und Geschichte an der technischen Hochschule zu Darmstadt eintrug, lastete auf ihm bis zu seinem Tode (1896). Bedeutende literarhistorische Arbeiten, vor allem die treffliche „Geschichte der deutschen Dichtung" und „Leben und Dichten Joh. Christian Günthers" (die grundlegende Biographie des genialen Schlesiers) bezeugen, mit welchem Ernst er sich in sein Lehrfach wissenschaftlich versenkt hat. Aber gerade weil er seine amtlichen Pflichten nicht nur äußerlich wahr-

nahm, weil er mit der vollen Hingabe, die all sein Tun auszeichnete, seinen Schülern nicht als Magister, sondern als Bildner und Führer gegenübertrat, ging für seine angeborene Bestimmung ein beträchtlicher Teil seiner Kraft verloren. Was er unter diesem Zwiespalt litt, wie oft hat er es mir mit seufzender Wehmut oder mit bärbeißigem Galgenhumor gebeichtet.

Erstaunlich genug, daß er trotzdem aus allen Gefilden der Dichtkunst eine so gesegnete Ernte heimzubringen vermochte. Vielleicht von der ursprünglichsten Seite zeigte ihn seine Lyrik, wenngleich sie keine neuartig himmelstürmenden Pfade einschlug. Die ungekünstelte Sangesfreudigkeit seiner (in die gesammelten „Gedichte“ aufgenommenen) Jugendlieder, oft unmittelbar an den Ton des Volksliedes gemahnend, bot den Komponisten einen lieblich rauschenden Quell, aus dem zu schöpfen sie nicht müde wurden. Bis in sein Spätwerk „Idyllen, Elegien und Monologe“ klingt diese silberhelle Melodik hinein, hier nur gedämpft durch die launigbeschaulichen Rezitative der Weisheit, und geläutert durch strenge Formvollendung. Den Lyriker verleugnete er auch nicht in den prächtigen Verserzählungen, die dem „Waldmeister“ folgten („Hans Haidekuckuck“, „Cesario“ u. a.). Denn es ist weniger der Stoff, der Gegenstand, die Fabel als die Liebenswürdigkeit des Vortrags, der sprachliche Wohllaut, der keck beschwingte Rhythmus, was ihnen Wert und Reiz verleiht. Dagegen läßt seine erzählende Prosa nicht verkennen, wie er um die Meisterschaft auf rein epischem Felde Schritt für Schritt hat ringen müssen. Vieles aus der langen Reihe seiner Romane und Novellen muß dem heutigen Leser verblaßt scheinen, der ein ganz anderes Tempo, schärfere Konturen, kräftigere Farben verlangt. Dennoch gibt es auch hier Kleinode, die die Wiederentdeckung lohnen. So befindet sich in dem etwas trockenen Roman „Das Buchstabierbuch der Leidenschaft“ ein selbständiges Intermezzo, die „Schwammbelustigungen im Grünen“, in denen die liebevollste Naturanschauung mit sonniger Gemütsheiterkeit sich so köstlich vermischt, daß dieses Idyll neben den besten Eingebungen eines Jean Paul getrost sich sehen lassen darf. Aber auch unter seinen Novellen trifft man Kabinettstücke, vor allem in der Sammlung „Große und kleine Leute in Alt-Weimar“. Kein Zeitgenosse hätte die Welt um Goethe, das halb anmutige, halb schnurrige Philistertum, das den Alltag des Titanen einrahmte, treuer und greifbarer uns schildern können, als der einfühlsame Epigone.

Zum Dramatiker fehlte ihm die Klaue. Darum konnte von den zahlreichen Dramen, die er verfaßt hat, kein einziges sich auf der Bühne behaupten. Sein wirksamstes Stück, das in Venedig spielende Schauspiel „Lanzelot“ (richtiger wäre, es als Komödie zu bezeichnen) ist erst in dem Nachlaßband „Von Tag zu Tage“ von mir herausgegeben worden. Es würde bei guter Aufführung heute sicherlich ein ebenso dankwilliges Publikum finden, wie zur Zeit seiner Entstehung.

Der dramatischen Form bedient sich auch freiwillig, ohne Rücksicht auf das Theater, seine größte, reifste Dichtung, der „Gevatter Tod“. Kaum läßt sich begreifen, wie dieses hervorragende Werk, das in Anknüpfung an das tiefsinnige deutsche Märchen mit vollendeter Gestaltung und kristallener Verssprache an die letzten Geheimnisse des Daseins rührt, selbst ein Geheimnis bleiben konnte, auch für die engere Gemeinde der Kenner. Nicht würdiger ließe der Erinnerungstag Otto Roquettes sich feiern, als wenn man das leuchtende Denkmal, das er in seiner Meisterschöpfung sich gesetzt hat, endlich enthüllen wollte.

In der Autobiographie „Siebzig Jahre“ hat er die Geschichte seines Lebens und seines Schaffens fesselnd erzählt. Doch in den Worten, die sein Held Paramund, mit der Vergänglichkeit versöhnt, am Schluß des „Gevatter Tod“ ausspricht, hat er den Sinn seines Erdenwallens zum schönsten eigenen Nachruf zusammengefaßt:

Es lebt der Mensch im Tode fort;
Was er gesät in Tat und Wort,
Es kommt zu neuer Hoffnungsblüte.
Und war's nur Lieb', und war's nur Güt',
Die er gewirkt in stillem Gang,
Es bleibt ein unverlor'ner Klang
Und fließt zum Harmonienreigen,
In dem der Menschheit Geist, befreit
Und ungehemmt im Aufwärtssteigen,
Den Flug erhebt zur Ewigkeit!

Mahnung.

Wenn in der Welt verworrenem
Wechselgange
Euch Hoffnung hob, euch
Irrtum niederschlägt,
Wenn längst gebleichet ist die
blühnde Wange,
Wenn morsch zerfällt, was ihr
gebaut, gehegt —
Wollt trauernd, feiernd ihr nun
trüb und bange
Beseufzen, was ein Blitz in
Schutt gelegt?
Wer feiert, fällt; das ewig
Ruh'nde modert,
Aus frischer Tat nur neues
Leben lodert.

Otto Roquette.

Die Amalgamplombe.

Von Georg Fröschel.

Der Operationsstuhl sank in die Tiefe, der Zahnarzt sagte: „Wir sind fertig, Herr Lehmann.“

Fräulein Mia trat in das Gesichtsfeld, löste eine Schnalle, das weiße Tüchlein, das unter dem Kinn gehangen hatte, fiel hinab. Fräulein Mia bearbeitete mit einem harten Pinsel die glänzenden Instrumente. „Wir sind fertig“, wiederholte der Arzt, „die Plombe sitzt. Aber Sie dürfen jetzt zwei Stunden nichts essen, damit das Amalgam unbeschädigt erhärtet.“

Wilhelm Lehmann erhob sich, sandte einen Blick auf Fräulein Mia zurück und verschwand durch die Polstertür, die sich lautlos hinter ihm schloß. Vor dem Haus stand ein Händler mit Walnüssen. Wilhelm kaufte ein halbes Pfund, steckte eine riesige Nuß in den Mund und versuchte, die Schale mit den Zähnen zu knacken. Sie widerstand, doch als er nochmals zubiß, fühlte er bröckeliges, metallisches Pulver auf der Zunge. Die Plombe war hin. Lehmann lächelte zufrieden.

Am nächsten Vormittag sagte er dem Zahnarzt: „Ich glaube, es ist mit der Amalgamfüllung etwas nicht in Ordnung. Allerdings muß ich gestehen, daß ich mich nicht ganz an Ihre Vorschriften gehalten habe, Herr Doktor. Es gab zu Mittag ein wundervolles Hühnchen, da konnte ich nicht widerstehen. Und als ich ein Knöchelchen mit den Zähnen knackte . . .“

Der Zahnarzt lächelte, Fräulein Mia tauchte aus dem Hintergrund des Ordinationszimmers auf, schnallte Wilhelm das Tüchelchen um, und nach zehn Minuten war der Schaden repariert. „Sie dürfen jetzt zwei Stunden nichts essen, damit die Füllung erhärten kann“, sagte der Zahnarzt. Fräulein Mia reinigte mit sanftem Blick die Instrumente.

Wilhelm ging. Auf der Stiege zog er sein Taschenmesser hervor, stemmte es zwischen die Zähne und lächelte gleich befriedigt. Die Plombe war erledigt.

„Ein unangenehmer Zufall, Herr Doktor“, sagte er am nächsten Tage, „vielleicht war die Zahnbürste zu hart . . .“

Fräulein Mia reichte dem Arzt das Spiegelchen und die blanken, spitzen Metalldinger — es war angenehm, wenn ihre Hand zufällig Wange oder Kinn des Patienten berührte. Nun war die Lücke im Zahn wieder gefüllt. „Seien Sie vorsichtig, Herr Lehmann, das Amalgam ist noch weich“, meinte der Arzt.

Wilhelm grüßte Fräulein Mia mit den Augen, drückte sich durch die Polstertür und stocherte im Hausflur die Plombe mit einer Kielfeder heraus.

„Das kommt vor . . . das kommt häufig vor, wenn die Patienten unachtsam sind“, sagte der Zahnarzt mit vollkommener Ruhe. „Bitte, Fräulein Mia . . .“

Und wieder kam Fräulein Mia mit dem weißen Tüchelchen, wieder stand sie neben dem Operationsstuhl und reichte mit mildem Rehaugenblick die blanken Instrumente. Als sich der Stuhl dann wieder gesenkt hatte und Wilhelm sich eben erheben wollte, horchte der Arzt plötzlich auf und sagte zu Fräulein Mia: „Mir scheint, der Kleine schreit . . . Willst du nicht nachsehen, Marie?“ Fräulein Mia verschwand durch eine Tapetentür. Wilhelm saß, gelähmt, mit weitaufgerissenen Augen im Operationsstuhl. Der Zahnarzt sagte: „Unser Kleiner bekommt nämlich die ersten Zähne, und das sind böse Zeiten für so ein armes Baby.“

Wilhelms Augen waren kreisrund, er begriff gar nicht. „Aber . . . aber . . .“ stammelte er.

„Fräulein Mia und ich sind nämlich schon seit drei Jahren verheiratet, sehr glücklich verheiratet. Meine Frau assistiert mir, doch wir haben natürlich keinen Anlaß, uns den Patienten als Ehepaar zu erkennen zu geben. Sie verstehen, Herr Lehmann, Standesrücksichten . . .“

Fräulein Mia kam durch die Tapetentür zurück und sagte mit einem frohen Lächeln: „Er schläft . . .“

Wilhelm Lehmann wurde purpurrot, als er in ihre Rehaugen sah. Der Zahnarzt sagte, mit einem Blick auf den Patienten: „Herr Lehmann wünscht seine Rechnung. Vielleicht schreibst du sie aus. Drei Amalgamfüllungen . . .“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.